Aventura [Fortsetzung]

Autor(en): **Berthoud, Dorette**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 45

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648785

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aventura

Roman von Dorette Berthoud ∽ Übertragung von A. Guggenheim

18. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

Einer der Kaffern gab einen dumpfen Ausruf von sich: «Das Straussen-Männchen ist entlaufen!»

Wir warfen unsere Geräte weg und begannen nach der Farm hinunter zu rennen. Während ich über die Erdhaufen und den Kies galoppierte und die Umfriedungsmauer überkletterte, erinnerte ich mich daran, dass gerade jetzt die Zeit des Eierlegens gekommen war, zu der die männlichen Strausse äusserst gefährlich werden. Noch am Abend vorher hatte Oom Piet, beim Nachtmahl, Jan die grösste Vorsicht empfohlen.

Von den Eingeborenenweibern verfolgt, lief der Vogel mit enorm langen Schritten gegen die Farm herauf. Sein langer Hals war hoch emporgestreckt; er peitschte die Luft mit seinen halbentfalteten Flügeln und zischte voller Wut. Kaatje hatte sich umgedreht. Die Gefahr augenblicklich erfassend, liess sie den Sack fallen, ergriff die Hand des kleinen Bruders und begann in der Richtung des Wagenschuppens zu laufen, in dem sie Zuflucht zu finden hoffte.

Doch schon hatte der mächtige Vogel die beiden erreicht. Mit einem ersten, sausenden Ausschlagen seiner langen, kräftigen Tatze traf er Kaatje an der linken Seite. Ein zweiter Schlag erreichte sie am Halse, hinter dem Ohr. Sie stürzte hin und schrie Frikje zu:

«Rette dich! Renne!»

Jetzt waren wir zur Stelle. Jan, der von der Farm aus das Geschrei ebenfalls vernommen hatte, lief vor uns her, mit einer jener gegabelten Stangen bewaffnet, deren sich die Straussenzüchter bedienen. Er richtete sie gegen das Tier, das alsbald seinen Kopf unter die Federn steckte und unbeweglich stehen blieb. Daraufhin konnte er den Vogel ohne jede Schwierigkeit in sein Gehege zurückbringen.

Man hob die halb ohnmächtige Kaatje vom Boden auf und trug sie ins Haus. Betje umsorgte sie, liess sie Essig einatmen und wusch die Halswunde aus. Irgend jemand meinte, man solle die Wunde kauterisieren, denn die Kralle des Straussenvogels, die das Fleisch auf etwa fünf Zentimeter Länge eingerissen hatte, musste wohl voller Schmutz sein. Da man aber nicht genau wusste, wie das Ausbrennen vorzunehmen sei, und übrigens das Blut zu fliessen aufhörte, begnügte man sich damit, einen Notverband anzulegen.

Was Frikje anbetraf, so litt er an starker Beklemmung, nicht so sehr aus Furcht als aus Atemnot. Er lag ausgestreckt auf dem Bette Nicolines, die verschwunden war.

Sie kam erst gegen Abend auf die Farm zurück, spielte die Ueberraschte, behauptete, sie habe am Bache Wäsche gewaschen und nichts gehört. Jan stellte unter den Kaffern eine äusserst gründliche Untersuchung an. Man hat nie erfahren, wer die Pforte des Straussengeheges geöffnet oder offengelassen hatte.

Kaatje musste das Bett hüten. Der Schlag des Vogels schien ihr eine oder zwei Rippen gebrochen zu haben. Die Wunde am Hals infizierte sich. Die Kranke litt grosse Schmerzen und wälzte sich unruhig im Fieber hin und her.

«Wie furchtbar! Welch ein Unglück», stöhnte Betje, «dass man den Kankerdokter nicht rufen kann! Mit Sicherheit würde er Kaatje in wenigen Tagen wieder auf die Beine bringen...»

Eines Morgens erzählte sie, im Traume sei ihr ein grosses, weisses Tier erschienen, das wie ein Schaf ausgesehen und rote Augen gehabt habe. Gewiss zeige dies ein kommendes Unglück an.

«Ach», fügte sie bei, ohne sich zu entsinnen, dass sie selbst damals Tante Olga dringend dazu geraten hatte, «wenn es nur keinem von uns eingefallen wäre, diesen Scharlatan von Sequala zu konsultieren!»

Nicoline unterstützte sie:

«Ganz gewiss ist er am Tod der Mutter schuld. Die Arznei, die er ihr verordnete, hat sich auf dem Grabe zersetzt.»

Oom Piet seufzte. «Nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist», sagte er, «sehe ich keine Möglichkeit, mich mit Oom Jafta auszusöhnen.»

«Und wie wäre es, wenn ich nach Molsgat ginge und den «Dok» aufsuchte?»

Aller Augen richteten sich auf Nicoline. Was steckte hinter diesem überraschenden Vorschlag? Sprach sie im Ernst?

«Oom Jafta mochte mich damals sehr gerne, als ich Harmoniumstunden bei ihm nahm und mit seinem Aeffchen

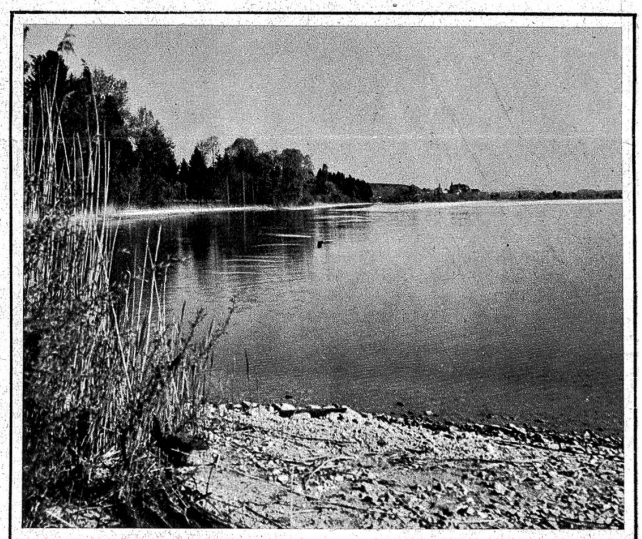
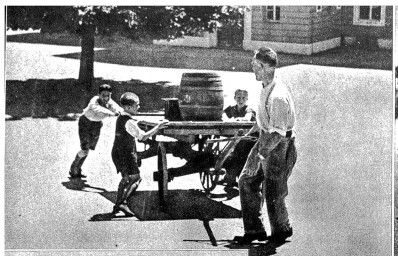


Photo J. Bussmann, Hitzkirch

Herbstlicher Weg

Karl Adolf Laubscher

Wie schön die abgestorbnen Halme stehn!
So zauberhaft, wie wenn sie grün
Im Wehn des Windes wogen.
Wundersames Sehn und Gehn
durch diesen Wald von Gräsern —
Zauberhaft der Staub der Strasse,
Zauberhaft das dürre Laub und
Zauber jedes Blatt,
Das tot noch so viel Seele
Wie lebendig hat.



Links aussen: Sie ziehen den schwerbeladenen Karren des Handwerkers den Rain hinauf . . .
Mitte: Die Kinder hüten sich, Wickelpapiere oder Obstreste einfach auf die Strasse zu werfen, vielmehr tragen sie solche Abfälle zum nächsten Kehrichteimer. Wenn sie auf dem Schulhausplatz usw. Unrat erblicken, heben sie diesen ungeheissen auf
Links: Sie verlangen von der Frau Abwart Faden und Nadel, um einem Mitschüler einen Knopf am Rock anzunähen

Die Schulkinder besprechen auf dem Heimweg gemeinsam die Aktion mit der Losung „Grüssen, danken dienen."

Erzieherische Massnahmen zur Pflege guter Umgangsformen

Eine Aktion der Schule in Grenchen, mit der Losung „Grüssen, danken, dienen"

Seit einiger Zeit werden Klagen laut, die Jugend sei nicht mehr so, wie sie sein sollte und wie sie früher war. Knaben und Mädchen setzen sich über die elementarsten Gebote des Anstandes hinweg, grüssen nicht, danken nicht und legen nicht Hand an, selbst wenn sie dazu aufgefordert werden. Hüten wir uns vor Uebertreibungen! Die Jugend bleibt wohl immer ungefähr gleich und die Klagen über ihr unschickliches Verhalten sind so alt wie die Schule selber. Um aber im Rahmen des Möglichen ihr Teil zur Hebung des Gemeinschaftsgeistes und zur Pflege guter Umgangsformen beizutragen, veranstalten die Schulbehörden von Grenchen für sämtliche Klassen eine Aktion mit der Losung «Grüssen, danken, dienen».

Wir leiten ein mit Nietzsche: Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: Beim Erwachen daran zu denken, ob man nicht wenigstens einem Menschen an diesem Tag eine Freude machen könnte.

Die meisten Menschen haben, mehr oder weniger bewusst, das Streben, ihrer Persönlichkeit Geltung zu verschaffen, durch ihr Wesen, durch Worte die Mitwelt zu beeinflussen, zu verändern oder zu bereichern. Es ist nicht jedem gegeben, Grosses zu vollbringen, aber in einem Punkte kann auch der Bescheidenste ein Wichtiges beitragen, indem er dazu hilft, die Freuden in der Welt zu vermehren.

Als Wegleitung benutzen die Klassenlehrer in Grenchen den gemeinsamen Erlass der Primarschulkommission und der Bezirksschulpflege, dessen Wortlaut wir hier folgen lassen:

Grüssen

Mit Beispiel und Gegenbeispiel wird vorerst Wesen und Wert der Höflichkeit erläutert. Die hergebrachten Grussformeln werden genannt und geübt. Dann wird den Schülern nahegelegt, Erwachsene und Schulkameraden bei jeder passenden Gelegenheit zu grüssen. Morgens gilt der erste Gruss Vater, Mutter und Geschwistern. Auf dem Schulweg und auf ihren Gängen durch unsere Strassen grüssen die Schüler alle bekannten Leute, seien es Arbeiter, Handwerker oder Angestellte, seien es Behördemitglieder, Arbeitgeber oder Geistliche.

Danken

Die Schüler danken gewissenhaft für alle Dienste und Aufmerksamkeiten, die ihnen Erwachsene und Kinder erweisen. Besondere Dankbarkeit schulden sie Vater und Mutter. Für jedes Stück Brot, jeden Apfel, der ihnen gereicht wird, sprechen sie ihren Dank aus. Auch in den Kaufläden, am Postschalter usw., im Jugendhort erweisen sie sich als wohlerzogene, pflichtbewusste Knaben und Mädchen, die ihren Eltern und Erziehern Ehre machen.

Dienen

Das Schwerste, aber zugleich das Wichtigste ist das Dienen. Es gilt, immer Gutes zu tun und Hand anzulegen, wo immer sich Gelegenheit bietet. Restlose Hilfsbereitschaft geziemt sich vor allem gegenüber den Eltern. Unaufgefordert nehmen die Kinder der Mutter alle Arbeiten ab, die sie selber erledigen können. Sie bemühen sich um ihre kleinen Geschwister, besorgen die Einkäufe, schaffen überall Ordnung. Die älteren Mädchen helfen der Mutter beim Kochen, beim Abwaschen, bei den Flickarbeiten, beim Reinemachen. Die Knaben putzen ihre Schuhe selber, klopfen der Mutter die Teppiche usw. Auch auf den Strassen und in der Schule nehmen sie jede Gelegenheit zum Dienen und Helfen wahr. Sie tragen der Nachbarin das Marktnetz nach Hause, ziehen den schwerbeladenen Wagen den Rain hinauf, begleiten einen ortsunkundigen Fremden auf den Bahnhof, erweisen ihren Gefährten allerlei Freundschaftsdienste und teilen mit ihnen das Pausenbrot. Sie hüten sich, Wickelpapiere einfach auf die Strasse zu werfen, vielmehr tragen sie solche Abfälle zum nächsten Kehrichteimer.

Auf dem Schulweg und auf ihren Gängen durch die Strassen grüssen die Schüler alle bekannten Leute
Links: Sie tragen der Nachbarin das Marktnetz nach Hause

Falls die Aktion in Grenchen gelingt, wird sie wahrscheinlich auch anderswo, vielleicht sogar als eidgenössische Angelegenheit durchgeführt.

---

tanzte», fuhr das Mädchen fort. «Diese Erinnerungen will ich in ihm wachrufen . . . Ich werde versuchen, ihn von unserer Reue zu überzeugen. Wer weiss, vielleicht ist es nicht so schwer, wie wir es uns vorstellen . . . Nichts darf unversucht bleiben, wenn es gilt, Kaatje zu retten.»

Meister Martin forschte mit gespannter Aufmerksamkeit in den Zügen seiner Tochter. War sie nun doch, endlich, vom Unglück der Schwester bedrückt? Bereute sie ihren Verrat und ihre Feindseligkeit? Wollte sie ihren Fehler wieder gutmachen? Oder aber, ganz im Gegenteil, suchte sie nach einem Vorwand, um von Aventura wegzukommen ? . . . vielleicht um von Molsgat aus Harmonia zu erreichen?

Was mich anbetraf, so war ich unangenehm davon berührt, dass Nicoline beim Reden uns nicht anblickte und die ganze Zeit die Augen gesenkt hielt.

Oom Piet war kein grosser Seelenkenner. Seine Ueberlegungen brachten ihn zu der Ansicht, man dürfe das junge Mädchen nicht daran hindern, ihren guten Willen zu beweisen, um so mehr, als sie wohl wirklich die Einzige war, die mit einiger Aussicht auf Erfolg es versuchen durfte, Oom Jafta willfährig zu machen.

«Wir wollen sehen» . . . meint er.

Während der nächsten Tage mühte sich Nicoline eifrig um die Kranke, bereitete ihr die Mahlzeiten, wechselte die Kompressen, schüttelte das grosse Federbett auf, um dem armen, zerbrochenen, heissfeuchten Körper Erleichterung zu verschaffen. Es fällt mir schwer, zu glauben, dass sie vom ersten Augenblick an ihren teuflischen Plan auszuhecken begann. Zweifellos nahm er erst nach und nach in ihrem überreizten Hirn Gestalt an.

Eines Abends gab mir Oom Piet ein Zeichen, und ich folgte ihm in den Obstgarten. Eine Weile ging er, ohne ein Wort zu sprechen, unter den blühenden Pfirsichbäumen auf und ab. Dann, als er sicher war, dass kein unberufenes Ohr ihn hören konnte, legte er mir die Hand auf die Schulter :

«Mein Junge», sagte er, «ich habe nie mehr wieder mit dir über die Unterredung gesprochen, die ich damals mit Nicoline in deiner Gegenwart führte. Wozu, ach, wozu auf jene Dinge zurückkommen? Immerhin: Du bist es gewesen, der ihr angeraten hat, mir ihren Fehltritt einzugestehen. Ich habe das nicht vergessen, und werde es nie vergessen. Du bist einer derjenigen — sie sind leider selten — auf die man vertrauen darf. Du weisst, dass Nicoline zum Kankerdokter gehen soll, um ihn umzustimmen, um ihn dazu zu bringen, ihre Schwester zu besuchen. Ich habe angeordnet, dass sie morgen zu ihm gehen soll. Du wirst sie begleiten; ich vertraue sie dir an. Sieh zu, dass sie weder das Postamt betreten, noch irgend jemand eine Botschaft zustecken, vor allen Dingen aber nicht über Molsgat hinauskommen kann. Ich überbinde dir die Verantwortung für alles, was sie tut.»

Wir fuhren am folgenden Tage im Einspänner mit der grauen Stute weg. Wieder war es einer jener dumpfen, gewitterschwülen Vormittage. Das aufgeschlagene Verdeck schützte uns wohl vor der Sonnenhitze, schloss uns aber gleichzeitig von der frischen Luft ab. Nicoline trug das rosafarbene Kleid, das man seit langem nicht mehr an ihr gesehen hatte, aber ich fand sie nicht mehr so frisch und auch nicht mehr hübsch. Nur ihre Augen sprühten lebhaft wie immer in dem schmalen Gesicht.

Ich beobachtete sie von der Seite, schweigend, und war in einer sonderbaren, unbestimmten Weise beunruhigt. Die Verantwortung, die mir Meister Martin übertragen hatte, lastete auf mir. Ich vermochte nicht zu glauben, Nicoline sei durch das Unglück ihrer Schwester derart niedergedrückt, dass sie das ihrige vergessen könnte. Auch fand ich, sie habe ein etwas gezwungenes Wesen und sei reichlich nervös, wie jemand, der ein grosses Spiel spielt. War ihre Mission beim «Dok» wichtig genug, um ein solch aufgeregtes Benehmen zu erklären? Würde es ihr vielleicht doch noch gelingen, meine Wachsamkeit zu täuschen?

Offenbar missfiel ihr meine Begleitung. Lange Zeit schwieg sie, lehnte dann den Kopf an das Verdeck und tat, als ob sie schlafen wollte.

«Ich bin fürchterlich müde», sagte sie, plötzlich sich aufrichtend. «Ich schlafe seit einiger Zeit so schlecht!»

«Ihr denkt zu viel nach, Herrin !»

«Ich muss wohl», sagte sie.

Die Vermutung war naheliegend, dass sie tatsächlich ihre Tage und Nächte damit zubrachte, auf ein Mittel zu

sinnen, wie sie sich Kaatjes entledigen und mit Hendrick zusammenkommen könne.

Nach einer Weile begann sie wieder:

«Glaubst du, dass es mir gelingen werde, Oom Jafta nach Aventura zu bringen? Ich meinerseits zweifle daran. Der Kerl ist eigensinnig, und man hat ihm bei uns grosses Unrecht angetan. Für mich steht fest, dass, wenn man auf ihn gehört hätte, meine Mutter noch am Leben wäre.»

Ich warf ein, er habe Tante Olga lange Zeit erfolglos behandelt, bevor man sich entschloss, den Doktor Sequala aufzusuchen.

«Gleichwohl», antwortete sie, einer anderen Gedankenreihe folgend; «er ist ein aussergewöhnlicher Mann. Und da er den Krebs mit Sicherheit hervorrufen kann, wird er ihn auch mit Sicherheit zu kurieren imstande sein.»

Ich schwieg, da mir kaum daran gelegen sein konnte, über diesen Punkt zu diskutieren. Nach einer Weile sagte sie, mit einem gesucht gleichgültigen Ausdruck:

«Entsinnst du dich noch, wie viele Tage es nach der ersten Einreibung dauert, bis sich der Krebs erklärt?»

«Nicht genau», antwortete ich. 50 oder 52, vielleicht 53 Tage. Ich hörte damals nicht so aufmerksam zu, und Oom Jafta ist ein grosser Schwätzer.»

Ich gebe zu, dass mich im Moment jene Fragen und Aeusserungen meiner Gefährtin in keiner Weise überraschten. Wir befanden uns auf dem Wege zum Kankerdokter: war es nicht erklärlich, dass sie sich seiner Grosstuerei erinnerte?

Als wir uns Molsgat näherten, instruierte sie mich:

«Du trittst zunächst mit mir zusammen bei dem Alten ein. Das gibt mir Mut. Sobald ich dir dann ein Zeichen gebe — ich strecke die Zunge ein wenig heraus — gehst du weg und besorgst deine Einkäufe. Um den Gevatter gut einwickeln zu können, halte ich es nämlich für richtiger, mit ihm allein zu sein. Man gibt ja vor Zeugen nicht gerne nach.»

Ich bewunderte die Durchtriebenheit ihres Spiels und versprach, dann wegzugehen, wenn sie es verlange, blieb aber fest entschlossen, mich nicht vom Hause des «Dok» zu entfernen, das heisst, seine Türe nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Türe bestand, wie alle Hauseingänge in der Gegend, nur aus einem Doppelflügel in halber Mannshöhe. Durch die obere Oeffnung sahen wir den Kankerdokter, wie er, mit einer ziemlich grossen Säge bewaffnet, im Begriffe war, ein Bein zu amputieren. Der Patient sass auf einem Kissen zu ebener Erde; das verurteilte Bein hatte er auf einen Schemel stützen müssen. Nahe am Knie war eine Lederstumpe befestigt, die die losgelöste Haut und die abgeschnittenen Fleischteile enthielt. Oom Jafta sägte etwas unterhalb des Knies den Knochen durch und der seit einigen Minuten kaum gestillte Blutstrom ergoss sich von neuem auf den Fussboden. Der Patient brüllte, fluchte, wand sich in den Armen eines Gehilfen, der ihn unter den Schultern festhielt. Ein grosses Kohlenbecken samt den nötigen eisernen Instrumenten war für die Kauterisation der Wunde bereitgestellt.

Die Haare standen mir zu Berge, und es war mir zum Erbrechen übel. Einige Schritte zurücktretend, zog ich Nicoline am Arme weg.

«Kommt, Herrin!»

Sie widerstrebte, schien mächtig interessiert. An den Türflügel gelehnt, redete sie den «Dok» seelenruhig an:

«Guten Tag Oom Jafta! Erkennt Ihr mich wieder? Nicoline Martin! Eure kleine Nicoline, die mit Nitou zusammen getanzt hat! Ich bin zum Einkaufen nach Molsgat gefahren und habe Lust gehabt, Euch wiederzusehen.»

«Ob ich dich wieder kenne, mein Hübsches?» machte der «Dok», den Kopf von seiner schauderhaften Arbeit erhebend. «Nur einen Augenblick noch! Geh unterdessen ein wenig beim Spalier dort drüben spazieren...»

Nicoline hätte sich gar keinen besseren Empfang wünschen können.

«Ein famoser Kerl», sagte sie und biss herzhaft in einen halbreifen Pfirsich. «Ein prächtiger Typ!»

Schon seit langer Zeit hatte ich sie nicht mehr so munter gesehen wie jetzt. Die Schmerzensschreie des Amputierten im Häuschen drinnen liessen sie vollkommen gleichgültig.

Nach einer halben Stunde wurde des Kankerdokters grosser Bart über dem Gartenhag sichtbar.

«Sieh mal, sieh, die Nicoline!» meckerte er. «Die kleine Nicoline! Du bist also hier zu mir hergekommen? Nett von dir, den Oom Jafta nicht zu vergessen. Aber so auf einmal..., was ist dir eingefallen, Mädelchen?»

Er kniff sie in die Wangen.

«Eingefallen ist mir, dass ich Euch im guten Andenken halte und eine kleine Konsultation von Euch haben möchte.»

«Gut, gut», machte der Alte. «Und der junge Mann da, ist das dein Verlobter?»

«Nein», antwortete Nicoline in dem wegwerfendsten Tone, der ihr zu Gebote stand. «Das ist unser Knecht.»

So bestürzt war ich, dass ich nicht einmal die Geistesgegenwart fand, den «Dok» daran zu erinnern, dass er mir im vorigen Jahr das Bein eingerenkt und verbunden hatte.

«Gut denn», sagte der Alte, «kommt beide herein. Zuerst sollt ihr bei mir etwas zu essen bekommen.»

Er war sehr guter Laune und schien sich weder einer ihm durch die Familie Martin zugefügten Beleidigung, noch der grässlichen Drohungen zu entsinnen, die er gegen sie ausgestossen hatte.

Der Patient war inzwischen auf einer Tragbahre weggetragen worden und der Gehilfe wusch den Fussboden mit ergiebigen Wassergüssen auf. Ueberall lagen noch Schalen und Eimer herum, auch einige nicht ganz saubere Wäschestücke. Es roch im Zimmer nach versengtem Fleisch, nach Blut und Schmutz. Ich fragte mich, wie ich da auch nur einen einzigen Bissen würde herunterwürgen können. Aber es war unmöglich, mich zu entfernen, denn ich hatte ja Oom Piet versprochen, Nicoline nicht aus den Augen zu verlieren.

Die rückwärts gelegene Vorratskammer des «Dok» war durch zwei Bretterwände in drei Räume abgeteilt. In der Mitte des Erdgeschosses lag das «voorhuis», das, wie wir bereits festgestellt haben, als Sprechzimmer und Operationsraum diente; die «Küche» zur Rechten, das Schlafzimmer zur Linken, waren eigentlich nur Verschläge. Ein richtiges Plafond gab es nicht; das Strohdach, an dessen Sparrenwerk grosse Stücke Käse und Maiskolbenbündel zum Trocknen aufgehängt waren, ersetzte die Zimmerdecke. Die Trennungswände endeten oben in einem breiten Abstellbrett, das in bequemer Reichweite rund um den Hauptraum lief. Darauf lagen Kürbisse und Rollen Kautabaks nebeneinander, auch kleine Säcke Korn, Stangenseife, Fläschchen, viele gekrümmte und sonderbar geformte Gefässe und Behälter.

Der Eingangstüre gegenüber, auf den Gemüsegarten hinaus, öffnete sich ein einziges Fenster ohne Scheiben, mit einem Brett als Fensterladen. An einer Schnur hing eine Spiegelscherbe herab. Auf einem Brettchen lagen zwei Kompottschalen, eine Klistierspritze, ein gelber Becher, ein Straussenei und ein Tintenfass, in dem die Gänsefeder steckte.

«Na», sagte der Alte, während er in der Küche herumwühlte, «ob wir wohl etwas zum Knabbern finden werden?»

(Fortsetzung folgt)